

»Der Fensterschmierant ist offensichtlich wiederauferstanden. Zum blödesten Zeitpunkt. Ich habe Emil angerufen, er kommt später vorbei.«

Emil Vanderbrouke hatte in den drei Monaten der Sommersaison so viel zu tun wie im ganzen Rest des Jahres nicht mehr.

»Mach Fotos, und dann öffnest du den Laden trotzdem. Bitte Isidore, die Scheibe notdürftig zu reparieren.«

Ich steckte das Handy weg und fluchte leise vor mich hin. »So ein Mist. *Merde alors.*«

»Sie sollten das bleiben lassen.« Henrys Hand berührte meine.

»Sie meinen das Zeichnen? Schreckliches Bild, ich weiß. Ich bin keine Malerin.«

Neben der kümmerlichen Pinie auf meiner Leinwand nahm das liegen gebliebene Klopapier eines Touristen zweifellos ungebührlich viel Platz ein.

Nun klingelte mein Handy. Schon wieder Sylvie. Diesmal mit Stimme.

»Noch ein Einbruch?«, fragte ich.

»Schlimmer. Zwei der Literaturexperten sind gerade eingetroffen und wollen ihre Zimmer beziehen.«

»*Merde, merde, merde.*« Ich hatte sie auf Nachmittag bestellt.

»Das meine ich«, sagte Henry lächelnd, als ich aufgelegt hatte. »Das ›*merde*‹. Sie sagen es allzu oft. Mit Verlaub, es klingt doch eher ordinär. Einer Buchhändlerin nicht würdig.«

Ich war irritiert. »Aber das Wort gehörte zum Wortschatz meiner Mutter, ich habe es sozusagen geerbt.«

»Ist sie die Schwester von Annie Gisler?« Henry kannte die Geschichte um meine Patentante und die »Villa Wunderblau«, ich hatte sie ihm beim Malen erzählt.

»Nein, die Verhältnisse sind kompliziert, Annie und meine Mutter sind nicht blutsverwandt. Trotzdem war Französisch ihre Lieblingssprache, dauernd hat sie irgendwelche Worte einfließen lassen.«

»Dann ist ›*merde*‹ umso erstaunlicher.«

Na toll. Da fluchte ich seit Jahren wie ein Bierkutscher.

»Tut mir schrecklich leid.«

Henrys Bart kringelte sich. »Es klingt durchaus originell. Wer Sie allerdings nicht kennt, der könnte ›*merde*‹ als –«

»Sie sagten es bereits«, unterbrach ich ihn.

»Als Alternative könnte ich ›*mince*‹ empfehlen. *Mince alors.*«

Ich bedankte mich. Guter Tipp.

»Und wieso mussten Sie so schimpfen?«

Nachdem ich ihm von dem Vorfall im »DEJALU« erzählt hatte, reagierte er unerwartet.

»Bücher wurden verschoben, aber nicht gestohlen?« Er rückte auf seinem Edel-Campingstuhl herum, zog das Leinenhemd über dem Bauchansatz zurecht. »Ich denke, das könnte durchaus plausibel sein. Haben Sie schon mal von einem unbekanntem Shakespeare-Manuskript gehört?«

»Da sind Sie bei mir richtig«, sagte ich. »Das ›DEJALU‹ quillt über von vergriffenen Schriften, von seltenen Ausgaben, von antiquarischen Perlen. Meine Trouvaille ist ein Buch über Shakespeares ›lost years‹.«

Bei den verlorenen Jahren von William Shakespeare ging es um die Zeitspanne von 1585 bis 1592. Sieben Jahre, über die es weder Dokumente noch Überlieferungen gab. Niemand hatte wirklich eine Ahnung, wo er sich in der Zeit aufgehalten hatte.

Ich scrollte durch meine Fotos und zeigte Henry ein Bild des verzierten Einbands. Dabei berührte mein Zeigefinger den seinen.

»Sie sind eine echte Bücherdetektivin, wenn ich das so sagen darf. Aber das meine ich nicht. Es geht um ein unbekanntes Theaterstück.«

»Wie?« Ich verstand nicht.

»Ein original Shakespeare-Stück. Von dem nur ganz wenige Menschen Kenntnis haben.«

Er wirkte so konspirativ, dass ich mir das Lachen verkniff. »Sie meinen also ein nicht veröffentlichtes Stück, das während Jahrhunderten in einer Schublade lag und nun auftaucht? Entschuldigung, das ist unmöglich, alles von Shakespeare wurde entdeckt.«

»Darüber würde ich eben gern mit Ihnen diskutieren.«

»Kommen Sie zur Eröffnung übermorgen. Es gibt noch jede Menge Tickets.«

Zu sagen, dass der Vorverkauf dümpelte, war eine Untertreibung. Im Moment bedankten wir uns bei jedem Ticketkäufer persönlich.

»Selbstredend. Aber ich wollte zusätzlich ein Rendezvous vorschlagen.«

»Leider werde ich ab Morgen überbeschäftigt sein, dreiundzwanzig Stunden am Tag.«

»Wie wär's mit heute? Bei mir im Hotel?«

Oh mein Gott. Er wollte ein Date mit mir.

»*Mince*«, sagte ich.

Über die Landstraße fuhr ich nach Camaret-sur-Mer zurück und verspeiste vor Aufregung eine halbe Tafel bretonische Milkschokolade mit *fleur de sel* aus dem Notvorrat in meiner Boule-rouge-Tasche. Wie lange war es her seit meinem letzten Date? In den Jahren nach der Scheidung hatte ich vor allem meine Wunden geleckt. Wut, Trauer, Verzweiflung, dieses Hamsterrad hatte ich endlos abgespult, bis ich in die Bretagne gekommen war. Beim ersten Versuch, erneut aufs Liebeskarussell zu springen, war ich gleich wieder hinuntergeschleudert worden. Danach hatte sich lediglich ein Kinobesuch mit Isidore Breonnec ergeben, meinem Handwerker fürs Grobe, der immer dann zur Stelle war, wenn ich ihn brauchte.

Und dann gab es noch Gabriel Mahon, den Commissaire der Police nationale. Unsere Beziehung war so zwiespältig, dass mich seine Abwesenheit nicht kaltließ.

Als ich bei der Erinnerung an unsere letzte Begegnung aufs Gas drückte, kam mir unvermittelt ein Wagen entgegen, fuhr stur in der Mitte, wich kein Jota aus. Ich trat voll auf die Bremse, schlitterte über Rollsplit, der Motor würgte ab, einen Millimeter weiter, und ich wäre im Wassergraben gelandet. Während das metallfarbene Auto an mir vorbeirauschte, ertönte ein aggressives Hupen.

»Idiot!«, schrie ich.

Das Telefon summt. Die hundertfünfzigste Nachricht von Sylvie, diesmal in Form einer Sprachnachricht.

»Komm heim, Tereza. Im ›DEJALU‹ ist das Chaos ausgebrochen.«

\*\*\*

Quer über die Schaufensterscheibe zog sich ein Riss, in der Mitte prangte ein Loch, zwischen den drei Büchern glitzerten die Scherben.

»*Saludo*.« Isidores tiefer Bass hatte wie immer eine beruhigende Wirkung, er war gerade dabei, transparente Folie aus seinem Mopedanhänger zu holen.

»Elende Vandalen, das ist eine Art Terroranschlag und somit ein Staatsverbrechen.« Er rückte sein Käppi zurecht. »Du musst Mahon informieren, Tereza.«

»Er ist in Schottland im Urlaub.«

»Nicht mehr. Gestern angekommen, ab heute im Amt.«

»Dann kann ich mich ja warm anziehen. Wahrscheinlich denkt er, ich hätte den Pflasterstein selbst geworfen. Damit er die Suche nach dem Kapuzenmann wieder aufnimmt.«

»Hör auf zu unken. Mahon ist ein guter Commissaire. Er wird das Geheimnis um deinen Widersacher lösen. Und ich helfe ihm dabei. Mir reicht's nämlich.«

Isidore schob die Elektrozigarette in den anderen Mundwinkel und maß das Loch mit den Augen, um anschließend die Folie zuzuschneiden. »Ein Provisorium. Die Scheibe können sie erst am Montag liefern«, erklärte er.

»Aber dann ist alles vorbei.« Und ich bin enteignet, dachte ich und schluckte.

Der Drohbrief, der Angriff, die Scherben ... nicht gerade der Beginn eines wunderbaren Festivals.

»Was ärgerst du dich, *chérie*? Wir machen daraus, wie nennst du das immer?« Isidore lächelte mir aufmunternd zu. »Ein Win-win. *Gagnant-gagnant*. Über das kaputte Fenster hängt ihr einfach das Werbebanner, das ist kein Problem, bis Samstag wird es weder regnen noch stürmen.«

Zehn Minuten später war die Welt gekittet. Das offizielle Festivalbanner, in nächtelanger Handarbeit von meinen Freundinnen, den Femmes de Camaret, genäht, verdeckte das Loch in der Fensterscheibe.

Isidore legte einen Arm um mich und betrachtete sein Werk. »Sieht doch aus, als ob es so geplant gewesen wäre.«

Plötzlich ertönte ein Knall.

»Unmöglich kann ich neben dieser Hobby-Expertin nächtigen«, donnerte eine männliche Stimme aus dem Hausinneren. »Eine Zumutung! Eine Beleidigung! Ich gehe ins Hotel, Madame Sylvie! Adieu!«

Der Mann in Knickerbockern und einer Anzugjacke aus englischem Tweed, bei dessen bloßem Anblick mir der Schweiß ausbrach, kam so unvermittelt zur Tür heraus, dass wir zusammenprallten.

»Sie müssen die Köchin sein. Bringen Sie mein Gepäck zum Grandhotel.«

Hinter dem Mann trat Sylvie auf die Straße, ihr T-Shirt trug wie meins die Aufschrift »DEJALU«, sie hatte eine Reisetasche umgehängt und zog zwei Koffer.

»Wie bereits erwähnt, Monsieur Millier. Das Dorf ist ausgebucht. Außerdem gibt's in Camaret kein Grandhotel.«

Das klang genervt, und dabei hatte Sylvie normalerweise eine Engelsgeduld mit störrischen Kunden.

»Jedes Loch ist besser als das Zimmer hier. *Nom de Dieu!*«, zeterte der Mann weiter.

Mittlerweile hatte Sylvie mich erspäht. »Es ist Carrick Millier«, flüsterte sie, als sie neben mir stand. »Ich habe dich gewarnt. Gleich reißt mein Geduldsfaden, ich garantiere für nichts. Dein Kunde, Tereza.«

Sie war dagegen gewesen, Carrick Millier zu engagieren, obwohl er als einer der namhaftesten Shakespeare-Experten Europas galt und außerdem Breitone war. Ein Snob, fand Sylvie, ein Glücksfall, fand ich, als mir Henry Beaumont vor einigen Monaten den Kontakt vermittelt und Millier in der Folge sogar zugesagt hatte.

»Findet er das Turquoise zu popelig?«, flüsterte ich zurück. Dabei gehörte das Zimmer mit seiner türkisgrün schillernden Tapete, in dem die seidene Bettwäsche nach Meersalz

roch, zu unseren Prunkstücken, außerdem war es bestückt mit den seltensten Ausgaben von Shakespeares »Sommernachtstraum«. Offenbar war es nicht gut genug.

»Dann trete ich ihm das Atlantique ab«, ergänzte ich.

In der »Villa Wunderblau« hatten alle renovierten Zimmer Namen, unser jüngstes Goldstück war das Armorique im zweiten Stock, eben erst fertig geworden, ein Traum in Apricot und Pulverblau. Im Gegensatz dazu stand das Dachzimmer, mein Reich, das Atlantique, ziemlich karg ausgestattet, dafür als Einziges mit Meerblick. Trotzdem schlief ich meist auf dem Klappbett in dem kleinen Kabuff direkt neben der Buchhandlung. Nur jetzt gerade nicht, weil es zu stickig war, darum die Hängematte im Garten.

»Wir sollten ihn im Hotel einquartieren.« Sylvies Flüstern wurde zum Zischen. »Es gibt ein weiteres Problem. Er denkt, dass sein Workshop ausgebucht ist. Dabei kommt kein Mensch. Beim Eröffnungsfest sieht es nicht viel besser aus. Wir haben zu wenig Werbung gemacht, wir Idiotinnen. Magalie hätte längst neue Flyer liefern sollen.«

Magalie gehörte zu den Frauen von Camaret, sie war Barfrau im »La Coquille«, einer Bar-Tabac an der Mole, und Armand Kerouags Strohwitwe. Mehrfach hatte ich sie in der Vergangenheit mit einem blauen Auge gesehen, ihre Erklärungen waren so phantasievoll wie hilflos gewesen. Nach seinem Verschwinden war sie allmählich aufgeblüht, aufgewacht aus einem Alptraum, so kam es mir vor. Sie traute sich sogar, den Job der Marketingfrau für unser Festival zu übernehmen, und hatte einen Flyer kreiert. Auf dessen Nachlieferung warteten wir allerdings seit Tagen vergeblich.

»Irgendetwas ist da schiefgegangen, ich schreibe ihr gleich.«

»Tu das. Sie soll nachdrucken und die Halbinsel mit Flyern überschwemmen.« Vor sich hin schimpfend, verschwand Sylvie wieder im Laden, während ich mich Carrick Millier zuwandte, der sein Gepäck sortierte.

»Monsieur Millier, herzlich willkommen. Tut mir sehr leid, dass das Turquoise nicht nach Ihrem Geschmack ist. Aber Sie müssen verstehen, Camaret ist nur ein kleines Dorf, es ist Hochsaison und ...«

Er unterbrach mich. »Mir egal. Ich wohne nicht in einem Zimmer neben dieser Pimperlise.«

»Meinen Sie mich?«

Eine zweite Person trat auf die Straße. Sie war zierlich, trug orangefarbene Latzhosen, ein gepunktetes Shirt und Wanderschuhe, hatte kupferrote Zöpfe und eine Zahnsperre. Konnte das Elinor Fettiplace sein, unsere Expertin aus Britannien, ein literarisches Schwergewicht?

Als sie Millier erblickte, fiel sie gespielt in Ohnmacht. »Sieh, wer da steht. Ein Geist.«

»Falsch zitiert, Fettiplace.« Millier schäumte. »Madame Berger! Rufen Sie ein Taxi.«

Elinor Fettiplace stellte sich ihm in den Weg. »Pimperlise ist beleidigend, unterstellend, üble Nachrede. Ein Straftatbestand.« Sie blinzelte mir zu. »Sie sind meine Zeugin.«

Ich versuchte, die Wogen zu glätten. »Ich denke, Monsieur Millier meinte nicht Pimperlise, das Wort existiert gar nicht, sondern das französische Chanson »Für Elise«. Dass Sie aussehen wie Elise.«